

Sorry, meine Schuhe quietschen!

Große Bloggerkonferenz in Berlin, und alle sind da, surfen im Netz, während sie den Vorträgen lauschen, und sind sich einig in nur einem: Die „alten“ Medien sind doof und in fünf bis zehn Jahren tot. Die Blogger aber sind wie Peter Pan: Sie wollen nicht erwachsen werden.

Die nationale Bloggerkonferenz re:publica, die für gewöhnlich jeder Form des Zukünftigen huldigt, begann mit einem unerwarteten Moment der Besinnung: In zeremonieller Rhetorik und fast ohne den Einsatz multimedialer Hilfsmittel sprach Victor Mayer-Schönberger von der Harvard-Universität über Informationsökologie, meinte damit die Nützlichkeit des Vergessens angesichts der wachsenden Diskrepanz zwischen menschlichem Erinnerungsvermögen und maschineller Speicherkapazität und ebnete den Weg zu zwei neuen Kollektivsubjekten: dem Netz und seinem Superagenten Google.

Das Netz vergesse nichts oder zumindest nicht so schnell. Es vergaß beispielsweise nicht, dass die amerikanische Lehramtsanwärterin Stacy Snyder einmal ein Bild auf ihre Myspace-Seite gestellt hatte, das sie im Faschingstreiben als betrunkene Piratin zeigte, weshalb das Ministerium ihr die Lehrerlaubnis verweigerte. Es vergaß auch nicht, dass der kanadische Psychotherapeut Andrew Feldmar einmal einen Text über seine LSD-Erfahrung verfasst und im Netz zugänglich gemacht hatte, weshalb ihm ein Grenzbeamter die Einreise in die Vereinigten Staaten verweigerte, nachdem er die Publikation bei Google gefunden hatte.

„Erinnern – vergessen“, der Redner skandierte diese Begriffe, wog sie reiflich gegeneinander ab und empfahl die Anstrengung des privaten Sich-Erinnerns. Zwar wisse Google mehr, als wir uns selbst in Erinnerung rufen könnten, weiß es jedoch auch, an was wir uns erinnern sollten? Kann der Einzelne angesichts des wachsenden Datenstroms noch rational entscheiden, was ihm Erinnerungswert ist, oder ist er dem hilflos ausgeliefert, was der anonyme Google-Algorithmus an die vorderste Stelle setzt? Am Ende soll die Technik den Weg aus dem Dilemma bahnen, das sie selbst geschaffen hat. Mayer-Schönberger plädierte für ein Verfallsdatum der im Netz gespeicherten Informationen, das vom Benutzer selbst festzulegen sei.

Der Konzentration des Eröffnungsvortrags folgte die Zerstreuung: physisch auf die vielen Ebenen der Berliner Kalkscheune mit ihren Lounges, Workshops und Podiumsdiskussionen; geistig in die kontinuierliche Teilanwesenheit, die sich angesichts der vielfach zu beobachtenden Aufmerksamkeitsökonomie einstellte, gleichzeitig einem Vortrag zuzuhören und im Internet zu surfen. Doch das Begriffspaar „Erinnern und Vergessen“ hallte nach, zumal die Konferenz auch die ersten Rechen-

Dachdeckers Kopfgeburt

Der ZDF-Film „Stürmische Zeiten“ stellt eine gute Frage

Nils Stegemann (Max von Thun), erfolgreicher Bankier aus Hamburg, hat keinen Kontakt mit seinem Vater Werner (Wolfgang Stumph), Dachdeckermeister in einem beschaulichen Ferienort an der Ostsee, abgebrochen. Nicht die gegensätzlichen Lebenswelten, sondern der Selbstmord der Mutter hat die beiden zeitweilig. Nils gibt seinem Vater die Schuld an der inzwischen fünfzehn Jahre zurückliegenden Verzweiflungstat. Sein Vater habe seine Frau im Stich gelassen und betrogen. Erst die alleinerziehende Inka Schmidt (Marie Zielcke), die in ebenjenem Dorf mit ihrem verzogenen Sohn Max (Henry Stange) Urlaub macht, bringt Bewegung in das zerrüttete Verhältnis. Werner lernt sie während eines Strandspaziergangs kennen, Nils, der ohne Wissen des Vaters seinen Heimatort besucht, stellt sich als ihr Nachbar vor. So nehmen die Dinge ihren Lauf. Werner wird zu Max' liebstem Kameraden und wirft eine Auge auf Inka, sein Sohn wählt den direkten Weg und hat Erfolg. Inka gerät also unversehens in die Rolle der Vermittlerin.

Das sollte eigentlich genug Stoff für eine abendfüllende Handlung sein. Den Drehbuchautoren des ZDF-Fernseh-

schaftsberichte nach den euphorischen Verheißungen der vergangenen Jahre einforderte.

Erinnert man sich noch, dass man einmal eine kritische und ökonomisch unabhängige Gegenöffentlichkeit zu etablierten Medien hatte bilden wollen? Die Reihen des Auditoriums schlossen sich wieder zur dichten Phalanx, als auf dem Podium die Möglichkeit des Geldverdienens mit Blogs debattiert wurde. Einzig Deutschlands erfolgreichster Blogger Robert Basic konnte stolz auf die rund dreitausend Euro monatlich verweisen, die er mit Werbung einnimmt. Ansonsten verbleiben die Verdienstmöglichkeiten mit Blogs auf dem Niveau von Praktikantengehältern, die etwas verbessert werden können, wo man sich entschließt, sich mit dem einstmals heftig befohdeten Gegner einzulassen, will heißen: für etablierte Medien zu bloggen.

Sascha Lobo, der Gründer des Unternehmens Adical, das Werbekunden für Blogs einwirbt, sah sich von den bohrenden Fragen des Auditoriums („Ihr habt versagt!“) von einem Begründungsnotstand in den anderen gestürzt. Mehrere Monate lang hatte Adical die Kommunikation mit der Blogosphäre eingestellt, was Lobo den Vorwurf einbrachte, nicht minder arrogant zu sein als jene etablierten Medien, denen er dies unterstellt. Auch die Bloggerszene vergisst nicht, etwa, dass Adical Werbung für die Suchmaschine Yahoo geschaltet hatte, die der chinesischen Regierung im Kampf gegen kritische Blogger assistiert hatte.

Die Forderung des Auditoriums, es entweder ganz oder gar nicht zu machen, lehnte Lobo ganz im Sinne seiner Programmschrift „Wir nennen es Arbeit“ ab. Deren Elementarsatz lautet, dass Arbeit immer auch Spaß machen und entspannt sein soll, weshalb Lobo auch weiterhin nicht mehr als einen Tag pro Woche für die Arbeit in seinem Unternehmen erübrigen will. Das Provisorische ist das Gute und das Organisierte das Schlechte.

Das Böse vermutet man daher in den Printmedien, denen man mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit eine Restlebensdauer von fünf bis maximal zehn Jahren einräumt. Das Gute hingegen in der Bloggerkultur, die das „Kommunizieren gelernt“ habe. Auf der SMS-Wand im Hintergrund einer Podiumsdiskussion, die der journalistischen Qualität des Bloggens galt, liefen derweil Kommentare, die von dem erreichten Kommunikationsstandard Zeugnis ablegten: „Sorry, meine Schuhe quietschen.“ Twittern nennt sich der Netzdienst, der es ermöglicht, anderen über das Netz mitzuteilen, was man gerade so tut, unabhängig davon, ob das Resultat überlieferungswürdig ist. Die re:publica widmete dem Twittern einen vielbesuchten Workshop.

Sollte die Berichterstattung binnen fünf bis zehn Jahren tatsächlich von alternativen Medien, etwa dem Bloggen und dem Onlinejournalismus, getragen werden müssen, wäre viel Arbeit zu leisten. Die Podiumsdiskussion reduzierte den Begriff des Journalismus auf den der Informations- und Nachrichtenübermittlung. Analyse, Reportage oder Essay sind Fremdgattungen in einem Diskurskosmos, der seinen Kurs ständig mit den neuesten technischen Fortentwicklungen abzugleichen hat und daher keine Zeit zu inhaltlicher Beschäftigung findet. Die Frage, welcher der Tagenden eine eigenständige Vorstellung einer wünschenswerten Zukunft entwickelt hatte, die sich nicht in der Anpassung an das erschöpft, was die Kommunikationsindustrie auf den Markt spült, wollte man da lieber nicht stellen. THOMAS THIEL

films „Stürmische Zeiten“, Michael Illner und Alfred Roesler-Kleint, war dies indes nicht genug. Für sie darf es ruhig mehr sein. Also erkrankt Nils an Krebs, sein Vater bekommt einen Auftrag aus den Vereinigten Staaten, und Inka entpuppt sich als Stripperin. Man kann dem Autorenduo und dem Regisseur Zoltan Spirandelli nicht einmal vorwerfen, die verschiedenen Stränge nicht zu verbinden. Im Gegenteil. Fast brauchte man „König's Erläuterungen“, um das feine Konstrukt zu entschlüsseln.

An Inkas Sohn Max holt Werner das nach, was er bei seinem eigenen Sohn versäumt hat. Das Paar Nils und Inka erscheint als Gegenteil der Stegemann-Eltern. Inka bietet notgedrungen ihre Reize an, um Geld zu verdienen, während Nils dahinsieht und den Kontakt verweigert, weil er sie nicht belasten möchte. Vater Werner hatte sich einst aus freien Stücken den Reizen einer Geliebten hingegen, während seine Frau daheim dem Tod ins Auge sah und ihren Mann vermisste.

Wenn der bodenständige Handwerker am Ende den Auftrag in den Vereinigten Staaten annimmt, ist das natürlich auch ein symbolischer Akt. Er folgt damit den Spuren seiner Frau, die als weltgewandt und akademisch gebildet geschildert wurde: eine Art von Versöhnung. Wer Freude an solchen Kopfgeburten hat, kommt auf seine Kosten, wer auf spannende Unterhaltung wartet, wartet vergeblich. „Wer will diesen Film sehen?“, fragt Dachdecker Stegemann in einer Szene. Eine gute Frage. THOMAS JANSEN

Stürmische Zeiten läuft um 20.15 Uhr im ZDF.



Diesmal erscheint der Schauspieler Armin Rohde (links) nicht in einer Rolle, sondern als er selbst. Mit seinem Vater führt er unter Tage, wo die Reise in die Vergangenheit ihrer Familie beginnt. Hier stehen sie in der „Kaua“, der Umkleide der Bergleute. Foto NDR

Starke Männer weinen doch

Ein Großvater bei der SS, der andere verschollen: Armin Rohde sucht seine Ahnen

„So hast du gearbeitet?“, fragt Armin Rohde ungläubig, während ihm sein Vater zeigt, wie er den dreißig Kilo schweren Kohlebohrer am Fels anzusetzen hat. Der Schauspieler schwankt unter dem Gewicht des Geräts, wird vom Rückstoß zu Fall gebracht. In einem Bottroper Stollen, tausend Meter tief unter der Erde, lernt Rohde, bekannt durch zahlreiche Fernsehproduktionen und Kinofilme wie „Kleine Haie“ oder „Das Wunder von Lengede“, die ehemalige Arbeitswelt seines Vaters Kurt kennen. „Jetzt verstehe ich endlich, warum du immer gesagt hast, wir sollten es einmal besser haben als du“, sagt Rohde und spricht dem Vater den ehrlichen Dank dafür aus. Dieser erste Moment der Intimität zwischen Vater und Sohn gibt einen Vorgeschmack auf die emotionale Reise in die gemeinsame Vergangenheit, die Kurt und Armin Rohde antreten. Rohde hat sich wie zuvor Marie-Luise Marjan, die in der vergangenen Woche auf Ahnensuche ging, sowie Peter Maffay und Christine Neubauer, die in den Folgesendungen zu sehen sein werden, auf das Experiment der ARD eingelassen und forscht vor den laufenden Kameras nach seinen Wurzeln. „Vielleicht waren meine Vorfahren alles Bauern, die Hunderte von Jahren langwei-

lig auf demselben Acker rumgestieft sind. Aber vielleicht waren ja auch Henker, Brandstifter und was weiß ich dabei“, gibt sich Armin Rohde zu Beginn der zweiten Episode von „Das Geheimnis meiner Familie“ unbedarft neugierig. Es überwiegen Vorfreude und Entdeckerlust. Doch schon bald stößt Rohde auf die dunklen Kapitel der Familienchronik. Die verstorbene Mutter hat kaum vom Großvater gesprochen. Die Tante, die Rohde nun nach langer Zeit wieder sieht, nennt ihn ihren „Erzeuger“. Ein Vater sei er ihr nicht gewesen. „Wenn er da war, musste alles strammstehen“, berichtet sie ihrem Neffen. Es stellt sich heraus: Rohdes Großvater war nicht nur Polizist, sondern auch SS-Mann gewesen – und hat sich durch seine Brutalität hervor getan. „Von so jemandem stammt man dann auch ab, ob man will oder nicht“, zeigt sich Rohde erschüttert, als er die Dokumente liest, die die Taten des Großvaters bezeugen. Er zeigt sich fassungslos angesichts des Freispruches im Nachkriegsprozess. „Es würde mir bessergehen, wenn er dafür zu lebenslanger Haft verurteilt worden wäre und nicht als freier Mensch gestorben wäre. Die Schuld, die die Väter und Großväter nicht lösen, die hängt nun man an den Händen der Kinder“, sagt Rohde zerknirscht.

Du bist Deutscher geworden

Der SWR schildert das Schicksal von Kindern, die allein nach Deutschland flüchten

Das Erste, was Kibrom aus Eritrea von Deutschland sieht, ist ein Behördenbau in Karlsruhe – die Aufnahmestelle für Flüchtlinge. So weit brachten ihn die Schlepper, dann ist er auf sich gestellt in einem fremden Land. „Ich bin aus dem Auto ausgestiegen, als ich mich umdrehte, waren sie schon weg“, erzählt Kibrom in der Dokumentation „Fluchtkinder – Aufbruch ins Ungewisse“ des SWR. Als Kibrom aus Eritrea nach Deutschland kommt, ist er dreizehn Jahre alt.

Nach dem Aufenthaltsrecht ist der Jugendliche ein „unbegleiteter, minderjähriger Flüchtling“. Nach groben Schätzungen kommen jedes Jahr etwa fünftausend minderjährige Flüchtlinge nach Deutschland. Ohne Eltern, ohne Sprachkenntnisse, traumatisiert von den Erlebnissen in ihrer Heimat und der Flucht, müssen sie sich in einem fremden Land zurechtfinden, das sie bislang bestenfalls aus Erzählungen kannten. Die Autorin Susanne Babila berichtet in ihrem Film über die schwierige Lebenssituation dieser Kinder und Jugendlichen. Am Beispiel Kibroms und des bei seiner Ankunft in Deutschland fünfzehn Jahre alten Mohammed aus Bagdad schildert der Film den Alltag der Jugendlichen – beim Rappen, auf den Behörden und in ihren Wohngruppen.

Seit Jahren wird über den rechtlich unbefriedigenden Status von minderjährigen Flüchtlingen gestritten: Sie sind „Ge-

duldete“, dürfen ihren Wohnort nicht verlassen und müssen, sobald sie volljährig sind, mit der Abschiebung rechnen. Verschiedene Verbände fordern eine verbesserte Bleiberechtsregelung und bessere Zugangsmöglichkeiten zu einer Ausbildung



Die Eltern blieben zurück: Der sechzehnjährige Kibrom flog aus Eritrea ganz allein nach Deutschland. Foto SWR

Methodische Bedenken

Stasi-Prüfung bei „Berliner Zeitung“

Heute wird es spannend bei der „Berliner Zeitung“, will der Chefredakteur Josef Depenbrock doch sein Konzept einer Stasi-Überprüfung der Redaktion vorstellen. Bis Ende Mai sollte die Expertise vorliegen, hatte der damit beauftragte Anwalt Johannes Weberling gesagt. Doch das wird nicht schwer. Denn der „Forschungsverbund SED-Staat“ an der Freien Universität Berlin, mit dem Depenbrock zusammenarbeiten wollte, hat abgesagt. Man habe „zeitliche und methodische Bedenken“, die Zeitvorstellungen seien „völlig illusorisch“.

Nach dieser Entdeckung interessiert sich Rohde kaum noch für die vorherigen Generationen seiner Familie, deren fast verlorene Spur nach Tschechien und Polen führt. „Je weiter die Generationen zurückliegen, umso feuilletonistischer wird mein Interesse“, sagt Rohde „Es berührt mich nicht mehr wirklich.“ Dafür nimmt ihn das Schicksal des verschollenen Großvaters väterlicherseits umso mehr mit. Verwechselte Dokumente in der Akte des Roten Kreuzes führen zunächst in die Irre. Schließlich stoßen Armin und Kurt Rohde in Polen auf einen Wald, der vielleicht das Schlachtfeld war, auf dem der Großvater fiel. Auch wenn die Gewissheit noch fehlt, Vater und Sohn haben endlich einen Ort, um zu trauern.

Das für Deutsche dieser Generation exemplarische Schicksal des dreifundfünfzig Jahre alten Armin Rohde liefert einen Stoff, der für einen großen Spielfilm geeignet wäre. Das Porträt der Vater-Sohn-Beziehung, das der Filmemacher Wolfgang Klauseur fein beobachtend zeichnet, gerät allerdings an mancher Stelle vielleicht ein wenig zu intim. Man hätte nicht jede Träne zeigen müssen. ANNIKA MÜLLER

Armin Rohde – Das Geheimnis meiner Familie läuft heute um 21 Uhr im Ersten.

Ins Spiel kommen

Wie sich der Sport den Medien anpasst

In kurzen Hosen taten sich die Kommunikationswissenschaftler schwer mit Erklärungen – zumindest, sofern sie den roten Dress der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft trugen. Was soll man auch sagen, wenn man gerade den Vergleich gegen die Fachkollegen aus Deutschland mit 3:6 verloren hat. Also wurden in die Mikrofone der Reporter vom Uni-Magazin Sätze gesprochen, die man aus dem Fernsehen kennt: Nicht richtig ins Spiel gekommen, die Räume nicht eng gemacht und so weiter. Es war eine Analyse mit Augenzwinkern, ein Spiel mit den Medienkonventionen – aber damit auch ein Beispiel, wie die Inszenierung zurückwirkt auf das tatsächliche Spiel: Der „echte“ Fußball imitiert den Medienfußball.

Bevor im Europameisterschaftssommer der Ball alles beherrscht, hat die Schweizer Kommunikationswissenschaft auf ihrer Jahrestagung in Fribourg schon einmal versucht, das mediale Spielfeld auszuleuchten. „Sport und Medien“ – das Thema passte, und der Punkt, zu dem die Forscher im Hörsaal (und in Zivil) immer wieder zurückkehrten, war vor allem der eine: die Mediatisierung des Sports, also dessen Durchdringung und Vereinnahmung vor allem durch das Fernsehen. Welchen Mediengesetzen folgt der Sport? Oder anders: Wenn die drei wichtigsten Sportarten zumindest in Deutschland „Fußball, Fußball und Fußball“ sind, wie es der frühere RTL-Chef Helmut Thoma einmal formuliert hat – was bedeutet das für die anderen, für die Nachzügler im Aufmerksamkeitswettbewerb?

Nicht aufgeben – anpassen an die Regeln, die die Medien vorgeben, und dem Fußball ausweichen, so gut es eben geht. So lautet die Antwort aus der Sicht der Wissenschaft. Es klingt zunächst ganz einfach. Je spannender ein Sport, desto telegener ist er. Was aber macht die Spannung konkret aus? Den Kriterienkatalog dazu hat Thomas Horky (Köln) zusammengestellt. Kulturelle Verankerung und besondere Erfolge einer Sportart helfen demnach, genügen aber nicht (sonst müsste hierzulande Tischtennis stärker im Rampenlicht stehen). Es spielt immer auch die eigene Struktur der Sportart eine Rolle: die Regeln, die Art und Weise, wie Wettkämpfe ausgetragen werden. Aktionsdichte, Überraschungen, natürlich auch Ästhetik – das Modell beschreibt eher, als dass es erklärt. Und doch scheint es zur perfekten Designer-Sportart mit einem solchen Werkzeug nicht mehr weit.

Längst ist zu beobachten, dass sich der Sport mehr und mehr nach den Bedürfnissen des Fernsehens richtet. Das gilt nicht nur für junge Sportarten, die von Anfang an auf mediale Tauglichkeit getrimmt sind (es ist kein Zufall, dass Snowboard-Wettkämpfe zwischen 50 und 55 Minuten dauern), sondern auch für traditionsreiche Disziplinen: Volleyball wurde mit der Punktmöglichkeit bei gegnerischer Angabe flotter, im Tischtennis sorgt ein größerer Ball für mehr Durchblick, und der früher etwas muffig daherkommende Wintersport ist längst ein Partyereignis mit Showveranstaltungen in Düsseldorf oder Gelsenkirchen geworden.

Die Wissenschaft hat für derlei Eingriffe die „Mediatisierungstreppe“ entwickelt. Auf deren zweithöchste Stufe, die Regeländerungen, ist Marco Dohle (Düsseldorf) mit seinem Team gestiegen. Man könnte auch sagen: Sie sind dahin gegangen, wo es weh tut, indem sie die Fußball- und Tischtennis-Regelwerke von 1987 bis 2007 nach Änderungen im Interesse der Medien durchforstet haben. Nur 7 von insgesamt 317 waren es im Fußball, 29 von 251 dagegen im Tischtennis. Den Umkehrschluss, wonach der Fußball schon attraktiv genug sei, wollten die Forscher nicht automatisch gelten lassen. Die niedrige Zahl könne auch dessen konservativer Klientel geschuldet sein. In der aktuellen Debatte um den Videobeweis mag aber trotzdem ein Medienargument den Ausschlag geben: Denn was für die Beteiligten einen Fortschritt brächte, würde für die (Fernseh-)Zuschauer eher zur Entzauberung beitragen.

Schon wieder Fußball also. Dabei bietet der Markt doch auch Platz für Randsportarten – zumindest wenn man der Argumentation von Christoph Bertling (Köln) folgte. Er wies eine Ausweitung der Sportthemen außerhalb der Sportressorts nach und empfahl den Außenseitern, diese Räume zu nutzen. Oder aber, man schafft sich seinen Markt gleich selbst. So investiert das in der Schweiz als Breiten-sport beliebte Unihockey erhebliche Sponsorengelder in eine wöchentliche Ergebniskolumne als Anzeige in der Tageszeitung „20 Minuten“ – als Investition in Aufmerksamkeit gewissermaßen. Zudem produziert der Verband pro Saison ein Dutzend Spiele selbst und bietet sie als Fertigware dem Fernsehen an. Einen solchen Weg sind kleinere Sportarten auch in Deutschland schon gegangen – mit mäßigem Erfolg. Das eigentliche Problem nämlich bleibt: Irgendjemand muss sie auch sehen wollen. CHRISTIAN KAMP